

V&R Academic

650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert

Band 3

Hrsg. von Friedrich Stadler

im Namen der »Universitären Kommission zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Universitätsgeschichte, insbesondere im Rahmen des 650-Jahr-Jubiläums« und des Forums »Zeitgeschichte der Universität Wien« (Katharina Kniefacz und Herbert Posch)

International Scientific Board:

Walter Rüegg (Universität Bern), Ehrenvorsitz; Gary B. Cohen (University of Minnesota); Pieter Dhondt (University of Eastern Finland); Mordechai Feingold (California Institute of Technology); Tibor Frank (Eötvös-Loránd-Universität Budapest); Maria Carla Galavotti (Universität Bologna); Michael Grüttner (Technische Universität Berlin); Konrad H. Jarausch (University of North Carolina); Trude Maurer (Universität Göttingen); Brigitte Mazohl (Universität Innsbruck); Sylvia Paletschek (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg); Ada Pellert (Deutsche Universität für Weiterbildung Berlin); Jiří Pešek (Karls-Universität Prag); Sheldon Rothblatt (University of California); Rudolf Stichweh (Universität Luzern/Universität Bonn); Soňa Štrbáňová (Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik); László Szógi (Eötvös-Loránd-Universität Budapest); Heinz-Elmar Tenorth (Humboldt Universität Berlin)

Die Bände dieser Reihe sind peer-reviewed.

Margarete Grandner / Thomas König (Hg.)

Reichweiten und Außensichten

Die Universität Wien als Schnittstelle
wissenschaftlicher Entwicklungen und
gesellschaftlicher Umbrüche

Mit einer Abbildung

V&R unipress

Vienna University Press



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0414-8

**Veröffentlichungen der Vienna University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH**

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Österreichischen Nationalbank und des Rektorats der Universität Wien.

© 2015, V&R unipress in Göttingen / www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: Unter Verwendung einer Fotografie von Hertha Hurnaus, Arkadenhof im Hauptgebäude der Universität Wien mit »Der Muse reicht's« von Iris Andraschek (2009), »zur Erinnerung an die nicht stattgefundenen Ehrungen von Wissenschaftlerinnen und an das Versäumnis, deren Leistungen an der Universität Wien zu würdigen«.

Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Thomas König Figurationen der Wissenschaft und Universität. Annäherung an die Frage: Welche Bedeutung hat die Universität Wien?	7
Katherine Arens Ein universitärer Vielvölkerstaat: Die Universität Wien in Textbildern . . .	35
Oliver Jens Schmitt Balkanforschung an der Universität Wien	61
Klaus Taschwer Nachrichten von der antisemitischen Kampfzone. Die Universität Wien im Spiegel und unter dem Einfluss der Tageszeitungen, 1920 – 1933 . . .	99
Christian Fleck Akademische Wanderlust im Wandel	127
Maria Wirth Die Universität Wien am Campus Vienna Biocenter – (Austausch)beziehungen im Bereich der Life Sciences	153
Herbert Posch Timeline	177
Abstracts	249
Personenregister	255

Figurationen der Wissenschaft und Universität. Annäherung an die Frage: Welche Bedeutung hat die Universität Wien?

1. Wissensgeschichte

Wissenschaft hat sich in den letzten 200 Jahren grundlegend verändert. Sie ist zu einem eigenständigen gesellschaftlichen Teilbereich geworden – womit gemeint ist: Wissenschaft spielt eine bedeutende Rolle im gesellschaftlichen Machtgefüge; sie ist politisch relevant; ihr wird ökonomische Potenz zugeschrieben; sie hat soziale Bedeutung, weil sie als zentraler Mechanismus für sozialen Aufstieg gilt. Was bedeutet diese umfassende Veränderung für einen Bereich menschlicher Aktivitäten, der ganz seiner eigenen Logik folgt und der zugleich so große Aufmerksamkeit von außen erhält?

Am schnellsten einsichtig wird dies vielleicht auf der Ebene der Akteure, der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen: Mit dem Anbruch der Moderne ist Wissenschaft eine Berufung geblieben, sie ist aber auch ein Beruf geworden. Es ist kaum Zufall, dass diese Spannung zuerst von Max Weber artikuliert wurde,¹ der nicht nur ein herausragender Vertreter sozialwissenschaftlicher Analyse war, sondern auch aus einem Land stammte, in dem »die Wissenschaft« (programmatisch im Singular) lange Zeit ein Ventil für den Modernisierungsdruck des 19. Jahrhunderts gewesen war, deren spezifische Institutionalisierung nun aber, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, selbst zunehmend Schwierigkeiten aufzuweisen begann.² In Deutschland, wie in anderen Teilen Europas, wurde spürbar: Wissenschaft als Beruf und Berufung, das heißt, Wissenschaft hat mit einer spezifischen, nicht nach herkömmlichen Kriterien zu bewertenden Leidenschaft zu tun, aber sie ist auch ein Job (geworden), der zudem mit recht hohem sozialem Prestige ausgestattet ist, zumindest wenn man es in die oberen Reihen der wissenschaftsspezifischen Hackordnung (dem, was Robert K. Mer-

1 Max Weber, Wissenschaft als Beruf, in: *Schriften 1894–1922*, hg. v. Dirk Käsler, Stuttgart: Kröner 2002, 474–511.

2 Fritz K. Ringer, *The Decline of the German Mandarins: The German Academic Community, 1890–1933*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1969; Georg Bollenbeck, *Bildung und Kultur: Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a.M.: Insel 1994.

ton einmal so schön die »social stratification of science« nannte)³ geschafft hat. Aber weil es eben beides ist, Beruf und Berufung, lässt sich bei der Analyse der Wissenschaft die Ebene des Wissenschaftlichen niemals sauber trennen von der Ebene des Politischen.⁴

Natürlich findet der Bedeutungszuwachs von Wissen nicht nur in der Profession des Wissenschaftlers oder der Wissenschaftlerin seinen widersprüchlichen Niederschlag. Es ist heute politischer *common sense*, wenn nicht gar ein ganz üblicher *talking point* von Politikern, darauf hinzuweisen, dass wissenschaftliche Einrichtungen (wie die Universität eine ist) für den Standort einer Stadt oder eines ganzen Landes von entscheidender Bedeutung sind. Der Nachweis solcher Relevanz wird in der Regel in statistischen Zahlenreihen gefunden: Da wird der Output gemessen, der Anteil an der Wirtschaftskraft einer bestimmten Region vorgerechnet, und so weiter. In historischer Perspektive ändert sich dieser Ansatz dann, und zwar teils aus materialen Gründen, und teils weil die kritische Analyse des Zusammenhangs von Wissen und Macht für die Vergangenheit einfacher zu bewerkstelligen ist als für die Gegenwart. Solche Studien intendieren meist nicht nur eine historische Verortung des wissenschaftlichen Wissens, sondern auch dessen Kritik. Es handelt sich dann um Analysen, die auf die von Wissenschaftlern (seltener: Wissenschaftlerinnen) gelieferten Handreichungen und politisch verwertbaren Konzepte hinweisen, wie etwa als »Vordenker der Vernichtung« im Nationalsozialismus⁵ oder als die »Modernisierer« während des Kalten Krieges.⁶

Diese Beispiele verweisen auch auf einen neueren historiographischen Trend, der die Bedeutung von Wissen deutlicher in den Mittelpunkt zu rücken beabsichtigt. Zuletzt hat das der umtriebige Schweizer Wissenschaftshistoriker Philipp Sarasin in ein Konzept von Wissensgeschichte gegossen, das er gegen die tradierte Form der politischen Geschichte und gegen die reformistische Form der Gesellschaftsgeschichte in Anschlag bringt.⁷ Man muss nicht soweit gehen wie Sarasin, um zu erkennen, dass der Versuch, »Wissenschaft als Kultur« zu verstehen, die Analysemöglichkeiten in der Historiographie in den letzten

3 Robert K. Merton, The Matthew Effect in Science, II: Cumulative Advantage and the Symbolism of Intellectual Property, in: *Isis* 79 (1988) 4, 606–623.

4 Am explizitesten festgehalten vielleicht hier: Pierre Bourdieu, The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason, in: Mario Biagioli (Hg.), *The Science Studies Reader*, New York–London: Routledge 1999, 31–50, 33.

5 Götz Aly/Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung: Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1991.

6 David C. Engerman/Corinna R. Unger, Introduction: Towards a Global History of Modernization, in: *Diplomatic History* 33 (2009) 3, 375–385; Bernd Greiner/Tim B. Müller/Claudia Weber (Hg.), *Macht und Geist im Kalten Krieg*, Hamburg: Hamburger Edition 2011.

7 Philipp Sarasin, Was ist Wissensgeschichte?, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36 (2011) 159–172.

Jahrzehnten erheblich erweitert haben, ohne damit in die Falle von Determinismen zu geraten, ohne aber auch »für alles und jedes eine Erklärung anbieten zu wollen.«⁸ Diese Entwicklung ist unter anderem deshalb so fruchtbar, weil die ursprüngliche Fokussierung auf die aus den Sozialwissenschaften kommende Diskursanalyse⁹ inzwischen erheblich ausgeweitet wurde, und sich nunmehr auch auf Institutionen, Akteure, Konzepte, etc. erstreckt. Sarasin zum Beispiel unterscheidet für seine Wissensgeschichte zwischen vier breiten Fragerichtungen, von denen sich nur noch eine mit »Repräsentationsformen und Medialität des Wissens« beschäftigt.¹⁰

Was hat das alles mit der Universität als Institution, und was hat das mit der Universität Wien im speziellen zu tun? An sich jede Menge. Denn wissenschaftliche Institutionen sind ja, wie Lutz Raphael schreibt, »the infrastructure that enable the new discourses [...] and their technologies to spread through society.«¹¹ Und Max Weber hat seinen eingangs angeführten Aufsatz über Wissenschaft als Beruf mit dem Hinweis auf den »Hazard« begonnen, der an Universitäten über das Gedeihen oder Verderben wissenschaftlicher Karrieren bestimmte (und nach wie vor bestimmt).¹² Und doch, wenn man sich die Universitätsgeschichtsschreibung kritisch vor Augen führt,¹³ dann müsste die Antwort auf die Frage nach einem Zusammenhang paradoxerweise lauten: scheinbar nichts. Denn der eben skizzierte Trend hat die Universitätsgeschichtsschreibung – als eine historiographische Subdisziplin – bislang kaum erfasst. Nicht zufällig hält Sylvia Paletschek in ihrer Begutachtung des Forschungsfeldes fest, dass der Anspruch, »Universitäts- und Wissenschaftsge-

8 Michael Hagner, *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, in: Michael Hagner (Hg.), *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt a.M.: Fischer 2001, 7–39, 24.

9 Peter Schöttler, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, 159–199; Philipp Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003; zu den methodologischen Schwierigkeiten einer Diskursanalyse siehe etwa Ruth Wodak, *Complex Texts: Analysing, Understanding, Explaining and Interpreting Meanings*, in: *Discourse Studies* 13 (2011) 5, 623–633.

10 Sarasin, *Was ist Wissensgeschichte?*, 167; ähnlich Lutz Raphael, *Embedding the Human and Social Sciences in Western Societies, 1880–1980: Reflections on Trends and Methods of Current Research*, in: Kerstin Brückweh/Benjamin Ziemann/Dirk Schumann/Richard F. Wetzell (Hg.), *Engineering Society: The Role of the Human and Social Sciences in Modern Societies, 1880–1980*, Basingstoke: Palgrave Macmillan 2012, 41–56, 44–48.

11 Raphael, *Embedding*, 48.

12 Weber, *Wissenschaft als Beruf*, 477.

13 Pars pro toto, und als beeindruckendste Synthese der Universitätsgeschichtsschreibung aus einer Innenperspektive für unseren Zeitraum, siehe Walter Rüegg (Hg.), *Geschichte der Universität in Europa. Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800–1945)*, Bd. 3, München: C.H. Beck 2004.

schichte als integralen Bestandteil der Gesellschaftsentwicklung zu begreifen [...], noch nicht in größeren Synthesen umgesetzt worden« sei.¹⁴

Warum dieser Mangel? Drei Gründe scheinen uns dafür ins Auge zu fallen. Zum einen liegt es wohl an der spezifischen Position, welche die normative Idee der Universität in der kollektiven Wahrnehmung gesellschaftlicher Realität einnimmt. Als spezifische Institution hat jede Universität (und so auch die Wiener) soziale, strukturelle und historische Eigenschaften. Doch der Universität als Idee kommt heutzutage eine nahezu universale Bedeutungskraft zu, die an einen Mythos gemahnt. Im Alltag wird dieser mythisierende Überschuss üblicherweise an der Konfrontation der Idee mit der an einer spezifischen Universität waltenden Realität erkennbar (in der Regel wird dann der Mythos als moralischer Referenzpunkt für das Beklagen dieser Realität verwendet). Jedenfalls wird die universale, ahistorische Idee der Universität als so selbstverständlich gesetzt, dass sie kaum noch als konstruiert, von Ideologien besetzt, von Politiken verändert wahrgenommen wird.¹⁵ Es ist schwierig, sich des scheinbar naturwüchsigen Verständnisses eines solchen Konzeptes zu entledigen und eine Reflexion darüber zu beginnen; aus wissenschaftlicher Sichtweise ist dies aber eine unabdingliche Voraussetzung für jede weiterführende, historische Reflexion.

Jede einigermaßen gut ausgebildete Historikerin, jeder methodisch einigermaßen firme Historiker weiß heute um die Konstruktion solcher Begrifflichkeiten. Dass wissenschaftliche Einrichtungen in einem breiteren Kontext historisch analysiert werden können, ist durchaus schon vorgekommen.¹⁶ Doch wenn es um Universitäten geht, dann scheint es fast so, als wäre diese Einrichtung nur der Mantel, eine Äußerlichkeit, die den eigentlichen Zusammenhang von Wissen und Gesellschaft nicht (oder nur geringfügig) affiziert. Ein weiterer Grund für den von Paletschek benannten Mangel liegt also wohl auch in dem banalen, aber dennoch relevanten Umstand begründet, dass die Universität

14 Sylvia Paletschek, Stand und Perspektiven der neueren Universitätsgeschichte, in: *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 19 (2011) 2, 169–189, 171.

15 Die Universität ist darin ähnlich dem Staat, den Menschenrechten, oder Europa – zu letzterem siehe etwa Trine Flockhart, Europeanization or EU-ization? The Transfer of European Norms across Time and Space, *Journal of Common Market Studies* 48 (2010) 4, 787–810.

16 Für Österreich bietet sich hier etwa die Geschichte des IHS an: Christian Fleck, Wie Neues nicht entstanden ist. Die Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien durch Ex-Österreicher und die Ford Foundation, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 11 (2000) 1, 129–178; Helmut Kramer, Wie Neues doch entstanden ist. Zur Gründung und zu den ersten Jahren des Instituts für Höhere Studien in Wien, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 13 (2002) 3, 110–132; Thomas König, Vom Naturrecht zum Behaviorismus und darüber hinaus. Konzeptionelle Grundlagen der Disziplin Politikwissenschaft in Österreich, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 41 (2012) 4, 419–438.

selbst meist der Ort war und ist, an dem die Akteure der historiographischen Reflexion sitzen. Auch HistorikerInnen bzw. zur Geschichte ihrer Institution arbeitende Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sind, um es vorsichtig zu formulieren, nicht vor dem blinden Fleck gefeit. Für lange Zeit ist Universitätsgeschichtsschreibung daher eine spezielle Kategorie historiographischer Apologetik gewesen. In den letzten Jahrzehnten hat sie sich markant und erfreulich davon abgelöst.¹⁷ Heute steht eine kritisch-distanzierte Einschätzung sowohl interner Vorgänge als auch externer, insbesondere politischer Beziehungen im Mittelpunkt. Dennoch ist diese Form der Historiographie bis heute getrieben von der Frage, wie sich eine Anstalt (bzw. einzelne Institute oder Disziplinen) entwickelt hat (bzw. haben). Dabei kann eine introspektive Herangehensweise – die sich auf die immanente Dynamik einer Institution konzentriert – unterschieden werden von einer rezeptiven Herangehensweise – wo die Geschichte einer Universität auf gesellschaftliche Einflüsse hin untersucht wird. Die komplementäre Sicht der Dinge – jener der Bedeutung einer Universität für die Gesellschaft – fehlt jedoch weitgehend.

Welche Wirkung hat denn Universität auf Gesellschaft? Der dritte Grund, warum Universitätsgeschichtsschreibung so stark abgekoppelt ist von der Wissensgeschichte, liegt vermutlich darin begründet, dass es fragwürdig erscheint, ob man eine solche Geschichte überhaupt schreiben kann. Er ist damit auch für diesen Text in weiterer Folge von entscheidender Bedeutung. Aus organisatorischer Perspektive ist es ja so: Universität, zumal im kontinentalen Europa, war lange Zeit nicht viel mehr als eine administrativ-institutionelle Hülle,¹⁸ unter der eine Vielzahl verschiedener Praktiken, Politiken und Diskurse abgelaufen ist; in der österreichischen Hochschulorganisation waren etwa die Fakultäten als Organisationseinheiten (in Belangen der Wissensvermittlung und der Entscheidungsfindung) und die einzelnen Institute (für die Produktion von neuem Wissen) wichtiger. Allerdings ist die Annahme einer bloßen Mantelfunktion der Universität nicht in Übereinstimmung zu bringen mit dem diskursiven Bedeutungsüberschuss, von dem auch die scheinbar so autonomen Glieder profitieren. Dieser Bedeutungsüberschuss reichte in die Wissenschaft ebenso hinein wie in die Gesellschaft: es war nach beiden Seiten hin nicht gleichgültig, ob man bloß eine Forscherin an einem Institut in Wien war, oder ob dieses Institut zur dortigen Universität gehörte.

Sowohl was die Selektion von gesellschaftlich respektiertem Wissen, als auch was die Rekrutierung von Personal und die Ausverhandlung von wissenschaftlicher Autonomie und politischer Macht betrifft, spielten Universitäten

17 Paletschek, *Universitätsgeschichte*.

18 Burton R. Clark, *The Higher Education System. Academic Organization in Cross-National Perspective*, Berkeley: University of California Press 1983.

zumindest für den Großteil des 20. Jahrhunderts eine wichtige, wenn nicht die zentrale Rolle. So wenig aber »die Universität« ein kohärentes Gefüge ist, so wenig kann sie als Ensemble von Macht- und Wissensstrukturen ignoriert werden. Es könnte gerade das Auseinanderklaffen dieser spezifischen generellen Wahrnehmung der Universität als Gesamtheit und der unzähligen Politiken sein, die dieses Ensemble historisch so in die Lage versetzt hat, zur institutionellen Versinnbildlichung von Wissenschaft und ihrer Autonomie zu werden; historiographisch ist dann gerade dieses Auseinanderklaffen der Ausgangspunkt, die Frage nach ihrer Bedeutung neu und in Hinblick auf die eingangs genannten, neuen Strömungen in der Geschichtswissenschaft zu stellen.

Was also ist Universität, und wie ist sie analytisch zu konzeptualisieren, um sie in die in Entstehung befindliche Wissensgeschichte einzufügen? Dieser Beitrag stellt sich dieser Frage und versucht eine Antwort zu liefern. Er tut dies aus naheliegenden Gründen anhand der Universität Wien bzw. in Bezug auf die Universität Wien, hofft aber auch Anstoß für die allgemeinere Debatte liefern zu können. Denn so lange die Wissensgeschichte (ob in Sarasins Zuschnitt oder nach anderem Format) eine solch zentrale Instanz wie die Universität konzeptionell nicht zu fassen vermag, wird sie einem erheblichen Mangel unterliegen; und Gleiches wird auch für die Universitätsgeschichtsschreibung gelten müssen. Im Folgenden wird zunächst herausgearbeitet, wie unser heutiges Verständnis von Wissenschaft durch die Institution der Universität beeinflusst ist (2). Sodann wird – durch den Kunstgriff einer »Annäherung durch Distanzierung – eine wissensgeschichtliche Einordnung der Universität Wien vorgenommen (3). Dies ist nicht zuletzt deshalb spannend, weil das nähere und weitere Umfeld dieser Einrichtung in den letzten 150 Jahren starken Veränderungen ausgesetzt war. Im letzten Abschnitt wird ein Ausblick auf die in diesem Band vereinten Beiträge gegeben.

2. Wissenschaft und Universität

Ehe wir über das Verhältnis von Wissenschaft und Universität sprechen, ist es notwendig, den Begriff der Universität selbst deutlicher zu umreißen. Beginnen wir mit den (zumindest für informierte HistorikerInnen) banalen Erkenntnissen, die dennoch festzuhalten sind: Die Universität – als heute wichtigste institutionelle Trägerin der Akkumulation, Generierung und Weitergabe wissenschaftlichen Wissens – hat erst im frühen 19. Jahrhundert aufgrund einer massiven Reformulierung jenen Zuschnitt gefunden, für den sie heute noch im weitesten Sinne steht. Obwohl sie eine Reihe von spezifischen Binnenstrukturen aus der gleichnamigen Einrichtung des Mittelalters und der frühen Neuzeit übernahm, litten europäische Universitäten zwischen dem 16. und 18. Jahr-

hundert grob gesprochen unter »institutional inertia«, »maintaining their corporate traditions at the price of isolation from new trends«.¹⁹

Weiter ist festzuhalten, dass die Universität im Kontext der seit rund 150 Jahren stattfindenden, enormen gesellschaftlichen Dynamik eine zunehmend zentrale Rolle spielt (woraus sich der zuvor angesprochene Mythos ergeben mag), aber immer unterschiedliche Konzeptionen davon vorherrschten, was die Universität eigentlich sein soll, welche Funktion sie übernehmen soll, etc.²⁰ Mit anderen Worten, nicht nur die Universität als reale Einrichtung hat eine historische Entwicklung; auch die normative Idee der Universität ist selbst einem Bedeutungswandel unterlegen, den das Anrufen des Mythos vielleicht verdeckt, der aber der historiographischen Beobachtung nicht entgehen darf.²¹

Grob gesprochen lassen sich also drei Ebenen, was mit »Universität« gemeint ist, unterscheiden. Das eine ist die konkrete Institution, eben zum Beispiel die Wiener *Alma mater Rudolphina*. Das zweite ist die Universität als meist juristisch gefasste Bezeichnung für einen Typus von wissenschaftlicher Einrichtung, wie sie sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunächst im europäischen, dann im globalen Kontext durchgesetzt hat – mit ihren disziplinären Einteilungen, personellen und strukturellen Hierarchien, und mit ihren durchaus seltsamen Gebräuchen und Eigenheiten. Zuletzt ist die Universität auch jene normative Idee in unser aller Köpfe, die verknüpft ist mit widerstreitenden Idealen: dem Zweck reiner wissenschaftlicher Studien bar jeglicher Anwendungsorientierung; dem Zweck der wirtschaftlichen Stärkung eines nationalen Kollektivs; dem Zweck der Durchsetzung wechselnder politischer Ideale. Klarerweise korrespondieren diese drei Ebenen immer miteinander, wenn Handlungen gesetzt werden, die eine Weiterführung, eine Reform, eine Veränderung »der Univer-

19 Peter Burke, *A Social History of Knowledge: From Gutenberg to Diderot*, Cambridge: Polity Press 2000, 48.

20 Hier und im Folgenden wird vornehmlich auf Literatur verwiesen, die sich speziell mit den Universitäten in Österreich auseinandersetzt. Vom Material brauchbar, aber jeweils zu sehr in ihr formalistisches Erkenntnisprogramm gezwängt sind die Darstellungen von Marina Fischer-Kowalski, *Zur Entwicklung von Universität und Gesellschaft in Österreich*, in: Heinz Fischer (Hg.), *Das politische System Österreichs*, Wien: Europa Verlag 1974, 571 – 624; sowie Susanne Preglau-Hämmerle, *Die politische und soziale Funktion der österreichischen Universität: von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Innsbruck: Inn-Verlag 1986.

21 Für Österreich seit 1945, vgl. etwa die folgenden Studien: Raoul F. Kneucker, *Das Universitäts-Organisationsgesetz 1975*, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 9 (1980) 3, 261 – 276; Josef Melchior, *Zur sozialen Pathogenese der österreichischen Hochschulreform: eine gesellschaftstheoretische Rekonstruktion*, Baden-Baden: Nomos 1993; Josef Melchior, *The Managerial and Entrepreneurial Turn in Austrian Higher Education*, in: *European Political Science* 3 (2004) 3, 13 – 22; Hans Pechar, *Austrian Higher Education Meets the Knowledge Society*, in: *The Canadian Journal of Higher Education* 34 (2004) 3, 55 – 72; Thomas König, »Konserven des Geistes«: Semantischer Wandel in den hochschulpolitischen Debatten der frühen 1960er Jahre in Österreich, in: *Tagungsband zum 7. Österreichischen Zeitgeschichtetag*, Innsbruck: Studien Verlag 2010, 64 – 71.

sität« im Sinne führen. Jede Wahl eines universitären Funktionärs, jeder wissenschaftspolitische Eingriff und Steuerungsversuch, jede Personalentscheidung und jede strukturelle Adaption tragen die Merkmale einer solchen institutionellen (Dis-)Kontinuität.

Denn dass im Laufe des 19. Jahrhunderts die Universitäten in Europa prägende Orte der Wissenschaft geworden sind, lag an einer Reihe von historischen Gründen, auf die hier einzugehen den Rahmen sprengen würde. Wichtig ist die Unterscheidung in drei Verständnisebenen, weil sie uns in die Lage versetzt, die historisch sich wandelnde Bedeutung der Relation von Wissenschaft und Universität zu beleuchten. Als solchen fiel und fällt Universitäten eine spezifische Rolle in dem skizzierten Spannungsverhältnis von Wissenschaft und dem, was man »andere gesellschaftliche Teilbereiche« nennen könnte, zu. Vor allem sind Universitäten die Orte, in denen am nachdrücklichsten der Versuch etabliert wurde, Wissenschaft emphatisch im Singular zu verstehen. Sie sind damit die Versinnbildlichung des immanent wissenschaftlichen Ideals, das (ebenfalls nicht zufällig) zu Beginn des 19. Jahrhunderts geboren wurde, jenes der »reinen Wissenschaft«. ²² Es ist wichtig hinzuzufügen, dass dieses doppelte Ideal – die Gesamtheit der Wissenschaft und die Gemeinsamkeit von Forschung und Lehre – nie ganz und vollständig realisiert wurde, und gern von verschiedenen politischen Regimen als Rechtfertigung benutzt wurde. ²³

Universität gilt als der (idealisierte) Ort, an dem Wissenschaft getrieben wird, und Wissenschaft als jene (idealisierte) Tätigkeit, die an der Universität angesiedelt ist. Eine Vielzahl von Studien hat diese wechselseitige Grundannahme inzwischen in Zweifel gezogen, und insbesondere die Idealisierung hinterfragen können; trotzdem ist die Universität bis heute untrennbar mit der Wissenschaft (als ein Ensemble spezifischer Praktiken und Normen) verbunden. Wie bedeutsam die Universität als Filter für das ist, was uns als Wissenschaft gilt, wird klar, wenn wir Wissenschaft in drei zentrale Bedeutungsebenen teilen: Die Eigenständigkeit, die Tätigkeit, und die Wirkung von Wissenschaft(en) sind nicht verständlich ohne ihre historisch-institutionelle Realisierung, und das eben zumeist im universitären Raum. Im Folgenden werden diese drei Bedeutungsebenen der Reihe nach abgehandelt, um die enge Verquickung deutlich zu machen.

22 Désirée Schauz, What Is Basic Research? Insights from Historical Semantics, in: *Minerva* 52 (2014) 3, 273 – 328.

23 Sylvia Paletschek, *Die permanente Erfindung einer Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001; Mitchell G. Ash, Bachelor of What, Master of Whom? The Humboldt Myth and Historical Transformations of Higher Education in German-Speaking Europe and the US, in: *European Journal of Education* 41 (2006) 2, 245 – 267.

Eigenständigkeit

Die Idee, dass Wissenschaft eigenständig, d. h. in erster Linie unbeeinflusst von anderen Handlungsfeldern bleiben müsse (Politik und Wirtschaft sind in der Regel die beiden Bereiche, die genannt werden), konnte erst als Reaktion auf die Herausbildung eines staatlichen Verwaltungsapparats und das kapitalistische Vergesellschaftungsprinzip einerseits und einem (auch institutionell) eigenständigen Handlungsfeld wissenschaftlicher Aktivitäten andererseits stattfinden. Die historische Konsequenz aus dieser Reaktion war, dass Universitäten zu jenen Orten wurden, wo die Eigenständigkeit der Wissenschaft gewährt wurde (nicht ausschließlich Universitäten klarerweise, aber doch in überwiegender und dominanter Art und Weise). Dieser Prozess fand – das allein ist schon bemerkenswert – in vielen Ländern statt, die doch sehr unterschiedliche Voraussetzungen mitbrachten und die ursprünglich auch durchaus unterschiedliche Konzepte zur Domestizierung der Wissenschaften entwickelt hatten.²⁴ Auf österreichischem Boden ist der bekannte Satz aus dem Staatsgrundgesetz, »Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei«,²⁵ ein Resultat, zugleich aber nur eine Stufe am Wege dieser Entwicklung. In einer langen Periode steter Verrechtlichung wurden die staatlich bestimmten und errichteten Einrichtungen, wo Wissenschaft stattfinden sollte, also tatsächlich zu jenen Gewährungsorten, an denen Wissenschaft autonom sein sollte.²⁶

All das war unbestreitbar ein großer Fortschritt; aber die Verrechtlichung hatte auch drei Konsequenzen, die heute gern übersehen werden bzw. als selbstverständlich angesehen werden, und die dennoch verantwortlich sind für einen Großteil der Verwirrungen im Diskurs, wenn (oft austauschbar) von Autonomie und Freiheit die Rede ist. Erstens ging mit der Festlegung zugleich und notwendigerweise auch eine Beschränkung einher. »Freiheit der Wissen-

24 Aus juristischer Perspektive, siehe Thomas Groß, *Die Autonomie der Wissenschaft im europäischen Rechtsvergleich*, Baden-Baden: Nomos 1992.

25 *Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder*, Reichsgesetzblatt, RGBl. 142/1867, Art. 17. Vgl. auch Barbara Haider, *Die Protokolle des Verfassungsausschusses des Reichsrates vom Jahre 1867*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1997.

26 Sascha Ferz, *Ewige Universitätsreform: das Organisationsrecht der österreichischen Universitäten von den thesesianischen Reformen bis zum UOG 1993*, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2000; Johannes Feichtinger, Die verletzte Autonomie. Wissenschaft und ihre Struktur in Wien 1848 bis 1938, in: Friedrich Stadler/Katharina Kniefacz/Elisabeth Nemeth/Herbert Posch (Hg.), *Universität – Forschung – Lehre. Themen und Perspektiven im langen 20. Jahrhundert* (650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert 1), Göttingen: Vienna University Press 2015, 261 – 292; Kamila Staudigl-Ciechowicz, Zwischen Aufbegehren und Unterwerfung. Politik und Hochschulrecht 1848 – 1945, in: Mitchell G. Ash/Josef Ehmer (Hg.), *Universität – Politik – Gesellschaft* (650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert 2), Göttingen: Vienna University Press 2015.

schaft« bedeutete die Freiheit für eine spezifische Personengruppe in einem spezifischen Raum. Die Rolle der Professur kann hier nicht hoch genug eingeschätzt werden: sie ergänzt die Universität als den »freien Raum« mit dem »freien Wissenschaftler« (meistens waren und sind es Männer); erst in der Doppelrolle von Professor und Universität manifestiert sich die seit der liberalen Ära des 19. Jahrhunderts vielgerühmte Freiheit der Wissenschaft; damit wurde auch de facto und bisher ziemlich unhinterfragbar festgelegt, nicht nur wo diese Freiheit ausgeübt werden darf, sondern auch von wem.

Zweitens war das Verhältnis zwischen Personal und Institution nicht nur eines, das sich gegenseitig ergänzte, sondern auch eines, das Spannungen barg. Die politische Proklamation von Freiheit der Wissenschaft setzte die Autonomie der Universitäten und die ihrer zentralen Protagonisten ja faktisch in eins. Doch die Eigenständigkeit der Wissenschaft konnte (und kann) sowohl auf die wissenschaftliche Handlungsebene, aber auch auf die institutionelle Organisationsebene bezogen werden. Im ersten Falle handelt es sich um wissenschaftliche Freiheit, im anderen um institutionelle Autonomie. Sollen Universitäten autonom handeln, das heißt, als eigenständige wissenschaftliche Einrichtungen eine bestimmte wissenschaftspolitische Strategie verfolgen? Oder sollen sie die Freiheit der von ihnen angestellten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen garantieren, egal ob deren Tun und Handeln einer solchen wissenschaftspolitischen Strategie eingepasst werden kann oder nicht? Diese Pole sind kein theoretisches Gedankenexperiment, sondern spätestens mit der Management-Universität heutigen Zuschnitts Gegenstand alltäglicher Auseinandersetzungen, Diskussionen, auch Konflikte. Es wäre aber eine Verklärung der Vergangenheit anzunehmen, dass sich diese Problematik in früheren Zeiten nicht ebenso scharf gestellt hätte.

Drittens: Die garantierte Freiheit war zunächst politische Semantik. Der letzte Satz des eingangs genannten Artikel 17 des Staatsgrundgesetzes heißt: »Dem Staate steht rücksichtlich des gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens das Recht der obersten Leitung und Aufsicht zu.«²⁷ Die Geschichte der Universitäten in Österreich (wie auch in vielen anderen Ländern) im 20. Jahrhundert kann auch unter dem Gesichtspunkt der direkten und indirekten Einflussnahme staatlicher Stellen auf den universitären Betrieb geschrieben werden; in den letzten Jahrzehnten wäre er vielleicht allenfalls zu ergänzen durch eine zunehmende Einflussnahme auch von Seiten privatwirtschaftlicher Konzerne. Um klarzustellen: diese Art der Einflussnahme soll hier bloß konstatiert werden, und ist nicht Anlass für moralisierende Kritik (wie sie sich in Zeitungskomentaren oft ausdrückt). Sie verdeutlicht nämlich, dass die Proklamation erst den Spielraum eröffnet, die »Freiheit der Wissenschaft« spezifisch auszugestalten, zu

27 StGG Art. 17.

interpretieren, und gegebenenfalls sogar festzulegen. Wenig überraschend werden Begrifflichkeiten wie Autonomie und Freiheit im historischen Querschnitt sehr unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben.

Tätigkeit

Soweit zur Frage, wieweit Wissenschaft durch die Institution der Universität ihre Abgrenzung von Gesellschaft erreicht hat. Was aber ist Wissenschaft? Auch die Beantwortung dieser Frage ist in höchstem Maße kontaminiert von der Einrichtung Universität. Der oben zitierte Satz aus dem Gesetzbuch ist ja nicht nur (wie schon des Öfteren vergnüglich angemerkt) grammatikalisch krumm, sondern macht auch eine ganz bemerkenswerte Unterscheidung in Wissenschaft (als etwas Bestehendes, zu Umfassendes) und Lehre (als etwas zu Praktizierendes); noch genauer, letztere ist hier ein Anhängsel von ersterer. Wenn aber Lehre etwas Nachgeordnetes ist, ist Wissenschaft dann Forschung? Diese Art der Priorisierung wäre allerdings eine (zumindest gemäß historischer Semantik) unsachgemäße Interpretation, bei der heutige Wertigkeiten unreflektiert auf eine fast 150 Jahre alte Kodifizierung gelegt werden. Der Rest des Artikels 17 des Staatsgrundgesetzes deutet an, dass es den Autoren dieses Kodex ausschließlich um Lehre, Erziehung und Unterricht ging.

Eine andere, ebenfalls beliebte Programmatik liefert einen ähnlichen Hinweis: die viel beschworene »Einheit von Forschung und Lehre«, welche ja angeblich gerade das Unterscheidungskriterium der Universität von anderen wissenschaftlichen Einrichtungen sein soll. Wilhelm von Humboldt, dem sie gern zugeschrieben wird, hat zwei Gedanken formuliert, die dann später zu dieser Formel verschmolzen wurden: nämlich dass Wissenschaft »ein noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes« sei,²⁸ und dass sich die Lehre an den Universitäten genau durch die Teilnahme an diesem Forschungsprozess auszeichne. Hinter dieser wirkmächtigen Idee steht das Spannungsverhältnis, wie Forschung und Lehre auszutarieren sind, welche dieser beiden Tätigkeiten unter Umständen zu priorisieren ist, etc.

Die Verwirrungen solcher Proklamationen resultieren zum Großteil aus der Abstraktheit, mit der sie postuliert werden. »Forschung« als systematische und methodisch reflektierte Praxis hat in unterschiedlichen Bereichen höchst unterschiedliche Beschaffenheit, weshalb in der ethnographischen Analyse wis-

28 Wilhelm von Humboldt, Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: Wilhelm Weischedel (Hg.), *Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, Berlin: de Gruyter 1960, 193–202, 195.

senschaftlicher Praktiken von »epistemic cultures« gesprochen wird,²⁹ die zuweilen eine gehörige Distanz zueinander aufweisen können. Daneben wird Wissenschaft auch noch eingeteilt in Disziplinen,³⁰ »Kulturen«³¹ und »Stile«;³² all das sind informell entstandene und akzeptierte Kategoriensysteme, die zum einen helfen beim Ein- und Abgrenzen eigener wissenschaftlicher Praxis und zum anderen die faktische Fragmentierung der nach außen so gern postulierten »scientific community« manifestieren.³³

Wirkung

Ein weiteres (und nur in dieser Aufzählung letztes) Spannungsverhältnis, das sich aus der engen historischen Verquickung von Wissenschaft mit der Universität ergibt, betrifft jenes der Wirkung. Es ist naheliegend davon auszugehen, dass Universitäten in ihrer ersten Fassung nach der grundlegenden Reformulierung im frühen 19. Jahrhundert in erster Linie als Ausbildungsstätten wahrgenommen wurden, an denen die altbekannten geistigen Berufe – Medizin, Jurisprudenz, Theologie – ergänzt wurden durch die Philosophie, die sich für kurze Zeit zur Königsdisziplin aufzuschwingen wagte. Mit anderen Worten, die zuvor genannte Spannung zwischen Forschung und Lehre war ursprünglich wohl ein Hauptmoment, warum die Universität so erfolgreich war – als wissenschaftliche Anstalt konnte sie immer auch gleich ihre Vermittlungstätigkeit unter Beweis stellen, war nie nur wissenschaftlicher Elfenbeinturm. Trotzdem ist damit keineswegs die Zielrichtung ausgemacht, welche Wirkungen eine Universität erzielen soll oder auch erzielen kann.

Es ist in diesem Bereich, dass Zäsuren über die Rolle der Universität entschieden haben. Was aktuell als die unternehmerische Universität gilt, ist nur die neueste Auflage von mehr oder minder expliziten wissenschaftspolitischen Konzepten, welche Rolle(n) die Universität in der Gesellschaft erfüllen soll.³⁴

29 Karin Knorr-Cetina, *Epistemic Cultures: How the Sciences Make Knowledge*, Cambridge, MA: Harvard University Press 1999.

30 Andrew Abbott, *Chaos of Disciplines*, Chicago: University of Chicago Press 2001.

31 C. P. Snow, *The Two Cultures*, Cambridge: Cambridge University Press 1993; Roberto Sala, One, Two, or Three Cultures? Humanities Versus the Natural and Social Sciences in Modern Germany, in: *Journal of the Knowledge Economy* 4 (2013) 1, 83–97.

32 Johan Galtung, Struktur, Kultur und intellektueller Stil: ein vergleichender Essay über saxonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft, in: *Leviathan* 11 (1983) 3, 303–338.

33 Thomas F. Gieryn, *Cultural Boundaries of Science: Credibility on the Line*, Chicago: University of Chicago Press 1999.

34 Clark, *Higher Education System*; für Österreich, siehe etwa Melchior, *Austrian Higher Education*.

Natürlich sind auch diese Konzepte keine fix gegebenen, monolithischen Paradigmen, sondern in gewisser Weise Kompromisse verschiedenartiger Ideen. Im Grunde drehen sie sich um zwei Interpretationen der Relevanz, zum einen jenen der immanent wissenschaftlichen (der heute unter dem Begriff der Exzellenz auf den Punkt gebracht wird) und zum anderen jenen der gesellschaftlichen (der zur Zeit mit dem aus dem Englischen entlehnten Begriff des Impact in Anwendung gebracht wird).

Zusammenfassend kann man sagen, dass die nur historisch zu begreifende Verklammerung einer im Mittelalter entstandenen und um den Beginn des 19. Jahrhunderts radikal neu definierten Einrichtung der Universität mit dem in dieser Zeit immer drängenderen Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion dazu geführt hat, letztere in einer Institution mit anachronistischer hierarchischer Binnenstruktur und damit einhergehenden, nur in gelegentlichen Reformanstrengungen zu überwindenden Atavismen (Fakultäten; Lehrkanzeln) zu verankern, welche das Bild und die Funktionsweise der Wissenschaft selbst in äußerst starkem Maße affiziert hat. Dabei haben diese Ausführungen – es sei nochmals explizit festgehalten – im Wesentlichen die Ebene der Universität als konkreten Gegenstand und als normatives Ideal betroffen. Als relativierende Lockerungsübung helfen sie auch dabei, eine einzelne Institution – die ja Gegenstand des vorliegenden Bandes ist – in ihrer historischen Bedeutung besser zu verankern und zu beleuchten, ohne bloß eine apologetische Jubelschrift oder auch eine perspektivisch auf die inneren Vorgänge reduzierte Chronologie von Ereignissen zu präsentieren.

Deutlich wird in diesem knappen Abriss auch, dass die Universität, als spezifische Umsetzung von Wissenschaft in eine Institution, anderen institutionellen Entwürfen etwas voraus gehabt haben muss. Die Lösung, welche die Universität in Bezug auf die für Wissenschaft in ihrer Beziehung zu Gesellschaft immer latent oder manifest vorhandenen Spannungsverhältnisse hatte – nämlich diese Spannungsverhältnisse in die Institution zu inkorporieren – dürften ja, aus einer systemtheoretischen Perspektive, gerade der Vorteil dieses institutionellen Typus gewesen sein. Autonomie vs. Freiheit, Lehre und Forschung, Exzellenz vs. Impact – die Universität bot (und bietet) ein elegantes Modell, die »reine« Wissenschaft mit der »schmutzigen« Welt nach scheinbar klaren Strukturen und anhand historisch tradierter Hierarchien zu vermitteln. Nur sind diese Strukturen selbst natürlich Gegenstand von Auslegung, bieten Spielraum für individuelle Handlungen. Was not tut ist eine Konzeption von Universität, die jenseits von wissenschaftspolitischen Vorstellungen und normativen Ideen einen analytischen Zugriff auf diese in der Wissensgeschichte so entscheidende Einrichtung erlaubt, und von dem mehr zu erwarten ist als nur die apologetische oder kritische Binnensicht.

3. Annäherung durch Distanzierung

Wir haben uns im vorigen Kapitel mit der Bedeutung der Universität für Wissenschaft beschäftigt und haben dabei auch knapp die historischen Effekte kennengelernt, die aus dieser historisch einzigartigen institutionellen Übersetzungsleistung resultierten, und die das Bild sowie das Funktionieren von Wissenschaft selbst wieder aufs Empfindlichste beeinflusst haben. Doch wie sieht es nun mit der Bedeutung der Universität (als wichtigste institutionelle Vermittlerin von Wissenschaft und Gesellschaft) für Gesellschaft aus?

Setzen wir mit einer Veranschaulichung fort. Sie ist recht wahllos herausgegriffen und dennoch haben wir sie natürlich nicht zufällig aufgenommen. Im Jahr 1958 reflektierte ein amerikanischer Literaturwissenschaftler, der ein Jahr lang als Gast an der Universität Wien gewelt hatte, über seine Erfahrungen:

»I heard nothing but the best of Austria before my departure. Vienna, and especially the University, were held in high esteem. Thus I was not prepared for the current lack of cultural vitality, nor for the falling-off of standards at the University. The American image of Austria is composed of Mach, Freud, Kafka, the Viennese Circle, etc. It is an image which doesn't fit the current realities.«³⁵

Hier schreibt sich jemand seinen Frust von der Seele; zugleich ist der Umstand, dass der Text (als Teil eines umfangreicheren Reports) in einem Archiv aufbewahrt wurde, auch Ausdruck eines Interesses daran (der Autor hat den Text nicht verworfen, sondern abgegeben; im Büro wurde der Text dann gelesen und aufbewahrt; etc.). Knapp gesagt (denn all dies ist historiographisch ausgebildeten Personen hinlänglich bekannt) lassen sich vier Dimensionen in der Interpretation eines solchen Textfragments unterscheiden: Die Intention des Autors beim Verfassen des Textes; die Rezeption des Textes bei jenen, die ihn lesen; die Aussagen über den Gegenstand, über den der Autor reflektiert; und die Position des Autors selbst, die (mehr oder weniger intentional) in dem Text ihren Niederschlag findet.

Der Autor dieser Zeilen, Sherman Paul, war ein zu dem Zeitpunkt noch aufstrebender Literaturwissenschaftler, der sich zeit seines Lebens mit amerikanischen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts beschäftigte; über seine Motivation, in den späten 1950er Jahren ein Jahr am Rande der damaligen westlichen Welt zu verbringen, wissen wir heute wenig. Waren es karrieretechnische Überlegungen? Oder war es aus der gefühlten Verpflichtung, den amerikanischen Geist bis an den Rand des damaligen Einflussgebiets zu tragen? Hatte er ein intrinsisches Interesse an einem Gastaufenthalt in Wien, wie das Zitat viel-

35 Zitiert nach Thomas König, *Die Frühgeschichte des Fulbright Program in Österreich: transatlantische »Fühlungnahme auf dem Gebiet der Erziehung«* (transatlantica 6), Innsbruck: Studien Verlag 2012, 117.

leicht nahelegen würde (im Weltkrieg hatte er in der Luftwaffe gedient und war vielleicht auch in Österreich stationiert gewesen)?³⁶ Seinen eigenen Angaben zufolge verbrachte er ein frugales Jahr in Wien; doch darüber hinaus wissen wir über seine Wege wenig Bescheid.

Was sagt uns dieser Bericht über die Universität Wien? Zunächst fällt auf, wie sie mit ihrem unmittelbaren Umfeld, der Stadt Wien und der Nation Österreich in Verbindung gebracht wird: Der im selben Satz beklagte Mangel an kultureller Lebendigkeit (»cultural vitality«) und der Verfall des (wissenschaftlichen) Niveaus (»falling-off of standards«) machen das deutlich. Weiter werden konkrete Namen genannt, die offenbar als Aushängeschilder von Universität wie auch Nation gelten: »Mach, Freud, Kafka, the Viennese Circle«. Abgesehen von Kafka waren alle diese Personen auch mit der Universität Wien verbunden, wenngleich deren Verbindung zu Freud und zum Wiener Kreis keine ganz glückliche gewesen war. Zuletzt hält der Autor jener Zeilen fest, dass das Bild, welches er sich vor seinem Gastaufenthalt gemacht hatte, nicht der Realität vor Ort entspreche – ein Eingeständnis, welches für seine Frustration verantwortlich ist und die er der Leserschaft offensichtlich vermitteln möchte.

Der Grund, warum wir dieses kleine Fragment aus einem umfangreicheren Bericht hier vorangestellt haben, ist weniger der Inhalt per se, der in der einen oder anderen Weise beigetragen haben mag zu einer gewissen Wirkmächtigkeit im Diskurs über die Universität Wien, und der auch heute noch dazu dienen könnte, einige bequeme Befindlichkeiten vorurteilhaft zu bestätigen. Vielmehr können wir die wissenschaftsgeschichtliche Konzeptualisierung von Universität im Allgemeinen (und der Universität Wien im Speziellen) an der weiteren Interpretation des Textes vorantreiben.³⁷ Dazu sind drei Aspekte relevant. Zunächst, um selbst so flüchtige Erscheinungen wie jene des amerikanischen Gastprofessors einordnen zu können, ist Universität als lokale Schnittstelle von ungezählten Verbindungslinien wissenschaftlicher Aktivitäten zu konzeptualisieren. Danach können wir einen kurzen geschichtlichen Überblick, einen synthetisierten Abriss dieser Schnittstelle skizzieren. Zuletzt verorten wir diese lokale Schnittstelle in weiteren Kontexten. All dies sind Maßnahmen der Distanzie-

36 Sherman Paul, 74, A Literary Scholar, *New York Times*, June 4, 1995, URL: <http://www.nytimes.com/1995/06/04/nyregion/sherman-paul-74-a-literary-scholar.html?pagewanted=print> (abgerufen am 10. 6. 2014).

37 Am ehesten ist die folgende Interpretation von den methodologischen Reflexionen Quentin Skinners beeinflusst, vgl. Quentin Skinner, *Meaning and Understanding in the History of Ideas*, in: *History and Theory* 8 (1969) 1, 3 – 53; Erik Åsard, *Quentin Skinner and His Critics: Some Notes on a Methodological Debate*, in: *Statsvetenskaplig Tidskrift* 90 (1987) 2, 101 – 116; Hartmut Rosa, *Ideengeschichte und Gesellschaftstheorie. Der Beitrag der ›Cambridge School‹ zur Metatheorie*, in: *Politische Vierteljahresschrift* 35 (1994) 2, 197 – 223.

rung, durch welche eine möglichst adäquate Annäherung ans Untersuchungsobjekt – die Universität Wien – angestrebt wird.

Figurationen von Wissenschaft

Was ist die Universität Wien aus der radikal beschränkten Sichtweise des eingangs zitierten Fragments? Zunächst einmal eine räumlich lozierte Einrichtung, an die sich für den Autor des Textes bestimmte Erwartungen geknüpft haben, an der er einen konkreten Gastaufenthalt verbracht hat (während dessen diese Erwartungen mit seinen Erfahrungen konterkariert wurden), und über die er nun eine gewisse Meinung äußert. Nun ist dieses Fragment nur eines von vielen, und der Typus des Gastprofessors stellt nur eine von vielen und qualitativ sehr unterschiedlichen Verbindungslinien dar.³⁸ Wissenschaftliche Gäste kommen und gehen, ebenso wie Studierende ihr Studium aufnehmen und beenden, Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen eine Stelle annehmen, anderswo berufen werden, Kontakte geknüpft und Projekte durchgeführt werden. Sie alle bringen ein und nehmen etwas mit; was genau, lässt sich oft nur durch eingehendes Analysieren feststellen und bleibt dennoch oft vage. Das meiste ist ephemere, flüchtig, nebensächlich; in Summe aber bleibt jener zuvor schon genannte Bedeutungsüberschuss, den die Universität ausmacht.

Aus historischer Perspektive, die es erlaubt, diese individuellen Verbindungslinien nachträglich zu betrachten und eingehend zu studieren (sofern die Datenlage dies zulässt), ist die Universität wohl am besten als ein räumlich verortbarer Punkt zu verstehen, an dem eine Vielzahl von derartigen Verbindungslinien zusammenlaufen. Ihr zentrales Erkennungsmerkmal ist, dass sie auf die eine oder andere Art und Weise mit Wissenschaft zu tun haben – entweder eine (oder mehrere) konkrete wissenschaftliche Aktivität(en) umfassen, oder solche Aktivitäten ermöglichen (oder verunmöglichen) sollen, oder sonst auf irgendeine Art und Weise mit Wissenschaft in Verbindung stehen, daraus ihre Legitimation schöpfen.

Eine solche Verbindungslinie, und zwar nur eine sehr beiläufige und kurzlebige, haben wir eben kennen gelernt: Ein amerikanischer Gast an der Universität Wien, an der er ein Studienjahr lang gelehrt und vielleicht auch ein wenig geforscht hat. Die Verbindungslinie, die dieser Gast hergestellt hat, kann aber unterschiedlich betrachtet werden: räumlich (zwischen Wien und seiner Heimatuniversität in Illinois), wissenschaftlich-disziplinär (Literaturwissenschaft),

38 Marita Krauss, »Gedankenaustausch über Probleme und Methoden der Forschung«. Transatlantische Gastprofessoren aus Emigrantenkreisen in Westdeutschland nach 1945, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 29 (2006) 3, 243 – 259.

thematisch (Geschichte nordamerikanischer Literatur), aber auch politisch (kulturdiplomatische Funktion im Kontext des Austauschprogramms). Erst aus der Summe dieser spezifischen Aspekte ergibt sich ihre einmalige Qualität.

Es muss dahingestellt bleiben, ob etwa die Gesamtzahl der Verbindungslinien mit der Reputation der Universität zusammenhängt und wieweit die Zahl dieser Verbindungslinien durch die Binnenlogik ernsthaft beeinflusst wird. Das sind Fragen, deren Beantwortung quantifizierbare Daten benötigt, die (wenigstens zur Zeit) nicht vorliegen. Die szientometrische Erfassung universitärer Leistung ist eine ganz der politischen Legitimierung verschriebene Forschungsrichtung,³⁹ mit all den Defiziten, die damit einhergehen: Unter anderem ist sie ahistorisch (Datenzeitreihen reichen in der Regel nur wenige Jahre zurück), und sie definiert »Leistung« in einem ökonomischen (und damit politisch unmittelbar anwendbaren) Sinn, der wenig Spielraum für andere Auslegung lässt, insbesondere in Hinblick auf wissenschaftliche und intellektuelle Leistungen.⁴⁰

Auch wenn der Weg der Quantifizierung aus Datenmangel und fehlenden analytischen Konzepten verschlossen ist, lässt sich die Frage nach der historischen Wirkung und Reichweite der Wiener Universität immer noch in Einzelstudien und Langzeitanalysen beantworten. Es stellt sich aber auch hier die Frage nach der Konzeptualisierung. In einem komplexen und globalen Netzwerk wissenschaftlicher Beziehungen könnte eine Universität zunächst als markante Anhäufung von Verbindungslinien skizziert werden. Doch es braucht noch zwei weitere Dinge, um zu verstehen, wie die Universität Bedeutung aus diesen Verbindungslinien schöpft. Da wäre erstens die spezifische Binnenlogik, die die Institution sich zueignet. Diese Binnenlogik bestimmt unter anderem darüber, welches des aus den zahlreichen Verbindungslinien vor Ort generierten Wissens wissenschaftlich als valide und relevant zu gelten hat. Die (internen) Maßstäbe dieser Definitionsmacht sind nicht nur wandelbar, sie sind auch nie vollständig nachvollziehbar, unter anderem, weil sie eine immanent politische wie wissenschaftliche Seite haben: heutzutage wäre in der Valorisierung und Hierarchisierung von spezifischen Verbindungslinien etwa internationale Sichtbarkeit entscheidend; vor 80 Jahren war es vielleicht die Zuschreibung einer spezifisch deutschen Wesensart.

Zweitens unterliegen die Verbindungslinien selbst gewissen Ordnungsprinzipien, die mit der institutionellen Binnenlogik nicht unbedingt in Übereinstimmung stehen müssen, die aber dennoch in ihrer lokalen Ausprägung von dieser Logik beeinflusst sind. Dazu genügt es freilich nicht, die Reputation von

39 Benoit Godin/Yves Gingras, *The Place of Universities in the System of Knowledge Production*, in: *Research Policy* 29 (2000) 2, 273–278; Irwin Feller/George Gamota, *Science Indicators as Reliable Evidence*, in: *Minerva* 45 (2007) 1, 17–30.

40 Paula E. Stephan, *How Economics Shapes Science*, Cambridge, MA: Harvard University Press 2012.

an dieser Institution angestellten Personen zu referieren, und es genügt nicht, Fachbereiche und Forschungsgruppen darzustellen; sondern ihre Bedeutung muss plastisch, ihre Relevanz empirisch fassbar gemacht werden. Die Verbindungslinien, die unter dem Einfluss einer spezifischen organisatorischen Binnenlogik stehen, ergeben Figurationen, manche von diesen selbst wieder flüchtig, manche dauerhafter, manche von überragender Bedeutung und manche nur lokal relevant. Das eingangs zu diesem Kapitel gewählte Beispiel ist flüchtiger Teil einer recht verstetigten Figuration, eines Austauschprogramms, das anderswo ausführlicher behandelt wurde.⁴¹

Der Begriff der Figuration greift auf Norbert Elias zurück, der damit die Beschreibung und Analyse verschiedener Arten von »Verflechtungen«⁴² von Individuen erzielen wollte, mit der Absicht, die »Aufmerksamkeit auf die Interdependenzen der Menschen«⁴³ zu lenken. Figurationen der Wissenschaft sind eine Weiterentwicklung dieser Heuristik. Sie bestehen gewissermaßen aus Spuren verschiedenster Art: wissenschaftlichen, intellektuellen, persönlich-biographischen, administrativ-organisatorischen, kulturellen, politischen und ökonomischen; jede Figuration hat ihre eigene Qualität, setzt sich spezifisch aus diesen genannten Spuren zusammen.

An der Universität treten Figurationen der Wissenschaft notwendigerweise gehäuft auf; sie nehmen auch, aufgrund der Binnenlogik der Institution spezifische Formen an. Wie sie sich in Hinblick auf ihre gesellschaftliche Bedeutung analysieren lassen, stellt freilich ein zentrales Desiderat der Forschung dar. Eine bereits ausgelotete Möglichkeit stellen Ressourcen dar, anhand derer die gegenseitige Wertschätzung von Politik und Wissenschaft füreinander ermessen werden kann.⁴⁴ Sowohl die quantitativ feststellbare Ressourcenverfügbarkeit für ein bestimmtes wissenschaftliches Vorhaben – sei es spezifisch als ein Projekt, sei es als langfristige Investition in ein erkenntnistheoretisch begründetes Konzept, oder sei es als Vorschuss in eine sich noch entwickelnde wissenschaftliche Persönlichkeit – als auch die davor stattfindende Verhandlung über diese Verfügbarkeit liefern faszinierende Einblicke in die Wertschätzung von spezifischen wissenschaftlichen Forschungsleistungen. Ressourcen sind freilich nur eine von mehreren möglichen Konstellationen, um der Frage nach der Be-

41 König, *Fulbright Program*.

42 Norbert Elias, *Was ist Soziologie?*, Weinheim: Juventa-Verlag 1996, 79; siehe auch Norbert Elias, Engagement und Distanzierung, in: Norbert Elias (Hg.), *Arbeiten zur Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, 7–71.

43 Elias, *Was ist Soziologie?*, 144.

44 Mitchell Ash, Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik – Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart: Steiner 2002, 32–51.

deutung nachzugehen, weil auch sie nur ein Teilaspekt spezifischer Figurationen sind.

Es ist notwendig, in der Analyse von Figurationen der Wissenschaft drei Ebenen zu unterscheiden: den Diskurs über eine wissenschaftliche Figuration; die Ausstrahlung, welche diese Figuration insbesondere in wissenschaftlicher Hinsicht zu erzielen vermag; und die Kraft der Verstetigung, die dieser Figuration eignet. Unser Beispiel gibt Einblicke in diese drei Ebenen und die Rolle, welche die Universität darin spielt. Über die eigentliche Figuration (ein globales Austauschprogramm als spezifisches kulturdiplomatisches Produkt des Kalten Krieges)⁴⁵ wird der Diskurs über die Universität mitgeprägt; sowohl wissenschaftliche Ausstrahlung als auch institutionelle Kraft der Figuration hängt zumindest im lokalen Raum an der Universität, mit der sie eine strategische Verbindung eingegangen ist. Allgemeiner gesprochen: Die Rolle, welche eine Universität in Bezug auf die drei genannten Ebenen einnimmt, ist unterschiedlich stark ausgeprägt und hängt davon ab, in welchem Ausmaß die spezifische Figuration mit der Institution verknüpft ist. Nach allem bisher Gesagten aber ist evident, dass sie als institutioneller Anker für Diskurs, Ausstrahlung und Kraft einer Figuration bedeutend ist.

Umgekehrt bedeutet dies auch, dass die Analyse von Figurationen entlang dieser drei Ebenen geeignet ist, die Bedeutung der Universität zumindest in gewichtigen Ausschnitten besser zu erfassen. Bedeutung jedoch benötigt einen Kontext für Bezugspunkte; oder genauer gesagt, sie benötigt eigentlich zwei Kontexte. Der erste betrifft die historische Entwicklung der Institution selbst, der zweite Kontext eine einigermaßen präzise historische Angabe der spezifischen Reichweite dieser Bedeutung. Wie auch die Konzeptualisierung der Figurationen von Wissenschaft sind diese beiden Kontexte noch Desiderate der Wissenschaft; im Folgenden wollen wir dennoch einen ersten Aufriss basierend auf aktueller Forschung wagen.

45 Frank A. Ninkovich, *The Diplomacy of Ideas: U.S. Foreign Policy and Cultural Relations, 1938 – 1950*, Cambridge: Cambridge University Press 1981; Richard T. Arndt, *The First Resort of Kings. American Cultural Diplomacy in the Twentieth Century*, Dulles: Potomac Books 2006; Paul A. Kramer, Is the World Our Campus? International Students and U.S. Global Power in the Long Twentieth Century, in: *Diplomatic History* 33 (2009) 5, 775 – 806; Sam Lebovic, From War Junk to Educational Exchange: The World War II Origins of the Fulbright Program and the Foundations of American Cultural Globalism, 1945 – 1950, in: *Diplomatic History* 37 (2013) 2, 280 – 312.

Geschichte der Universität Wien

Kehren wir zu dem Bericht des amerikanischen Besuchers zurück. Bemerkenswert ist ja nicht, dass darin eine unerwartete Wende zutage geliefert wird, sondern dass er einer von vielen Berichten ist, die vom Gewöhnlichen berichten; eine Bestätigung dessen, was uns heute über die Universität Wien aus jenem Zeitraum als selbstverständlich erscheint, auch wenn es für den Autor Ausdruck seiner persönlichen Enttäuschung war. Ähnlich dürfte der Text auch in seiner Zeit von der Handvoll Personen, die ihn gelesen haben, interpretiert worden sein. Damit machen wir bereits den Schritt in den Kontext: Beschwerden über die Universität, die schlechte Ausstattung, die Unzugänglichkeit der Professoren und die mangelnde Disziplin der Studierenden finden sich in diesen Berichten zuhauf.

Die wechselvolle Geschichte der Universität Wien in jüngerer Zeit bis in die Gegenwart ist in vielen Einzeldarstellungen von Disziplinen, Köpfen, Instituten und in Bezug auf bestimmte Perioden vielfach beleuchtet worden.⁴⁶ Auch wenn eine synthetische Darstellung über diese Perioden hinweg noch nicht vorliegt, so machen diese in den letzten Jahren entstandenen, auf gründlicher Quellenrecherche basierenden Publikationen, einschließlich der anlässlich des Jubiläumsjahres nun herausgegebenen Sammelbände und andere das 650jährige Gründungsdatum zum Anlass nehmende Texte, cursorisch eine Geschichte der Universität deutlich.

Diese Geschichte ließe sich wie folgt skizzieren: Dem Aufstieg zu einer frühen Forschungseinrichtung und einem recht produktiven Zentrum im kulturell prosperierenden Fin de Siècle Wiens folgten der teils erlittene, teils selbst herbeigeführte Abstieg zur Provinzuniversität in dem klein gewordenen Österreich und die mit einigen Schmerzen unternommene Anstrengung, wieder zu einer großen, diesmal europäischen Forschungsuniversität zu werden. Von entscheidender Bedeutung waren bei diesen Vorgängen sowohl dominante, ideologisch

46 Um nur die wichtigsten Meilensteine zu nennen: Jan Surman, *Habsburg Universities 1848–1918*, phil. Diss., Wien 2012; Klaus-Dieter Mulley/Oliver Rathkolb/Sebastian Meissl (Hg.), *Verdrängte Schuld, verfehlt Sühne: Entnazifizierung in Österreich 1945–1955*, Bad Vöslau: Verlag für Geschichte und Politik 1986; Gernot Heiss/Siegfried Mattl/Sebastian Meissl/Edith Saurer/Karl Stuhlpfarrer (Hg.), *Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1989; Margarete Grandner/Gernot Heiss/Oliver Rathkolb (Hg.), *Zukunft mit Altlasten. Die Universität Wien 1945 bis 1955*, Wien: Studien Verlag 2005; Mitchell G. Ash/Wolfram Nieß/Ramon Pils (Hg.), *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus: Das Beispiel der Universität Wien*, Göttingen: Vienna University Press 2010; Thomas Olechowski/Tamara Ehs/Kamila Staudigl-Ciechowicz, *Die Wiener Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät 1918–1938* (Schriften des Archivs der Universität Wien 19), Göttingen: Vienna University Press 2014; Klaus Taschwer, *Hochburg des Antisemitismus. Über den wissenschaftlichen Niedergang der Universität Wien im 20. Jahrhundert*, Wien: Czernin 2015.